

Benedict Schubert  
Predigttext: Markus 7, 31-37

---

## **Aufmachen!**

*31 Und als er wieder fortging aus dem Gebiet von Tyrus, kam er durch Sidon an das Galiläische Meer, mitten in das Gebiet der Zehn Städte. 32 Und sie brachten zu ihm einen, der taub und stumm war, und baten ihn, dass er die Hand auf ihn lege. 33 Und er nahm ihn aus der Menge beiseite und legte ihm die Finger in die Ohren und berührte seine Zunge mit Speichel und 34 sah auf zum Himmel und seufzte und sprach zu ihm: Hefata!, das heißt: Tu dich auf! 35 Und sogleich taten sich seine Ohren auf und die Fessel seiner Zunge löste sich, und er redete richtig. 36 Und er gebot ihnen, sie sollten's niemandem sagen. Je mehr er's aber verbot, desto mehr breiteten sie es aus. 37 Und sie wunderten sich über die Maßen und sprachen: Er hat alles wohl gemacht; die Tauben macht er hörend und die Sprachlosen redend.*

MARKUS 7

Liebe Gemeinde, liebe Schwestern und Brüder,

kürzlich sah ich in einem Film wieder einmal eine jener Szenen, in denen gewaltsam an eine Tür gehämmert wird: Aufmachen, sofort! Es ging dort um die Zeit unmittelbar nach dem Anschluss Österreichs ans Dritte Reich; eine Gruppe von SS-Leuten drang in die Wohnung eines jüdischen Industriellen und seiner Familie ein – eine Szene menschenverachtender Überheblichkeit und eine brutale Machtdemonstration.

Ich selbst habe so einen Überfall zum Glück nur einmal erlebt, vor vielen Jahren. Da polterte es plötzlich mächtig an der Tür, eine Stimme brüllte, wir sollten sofort öffnen – und dann blickten wir erschrocken in das Gesicht eines mit einer Kalaschnikoff bewaffneten Soldaten, der verlangte, er müsse unsere Wohnung nach einem Flüchtigen durchsuchen. Der war zum Glück nicht da. Uns passierte nichts. Doch der Schreck liess uns verstummen, und es dauerte eine Weile, bis unser Puls zu rasen aufhörte.

Gewalt führt nicht dazu, dass wir einander verstehen; gebellte Befehle mögen Türen öffnen, doch sie eröffnen selten ein konstruktives, früher sagte man: erbauliches Gespräch.

\*\*\*\*\*

Markus führt uns in seinem Text an die äusserste Nordgrenze der Gegend, durch die Jesus in seinem Evangelium predigend und heilend zieht. Wir befinden uns in der *Dekapolis* an einem Ort, von dem die jüdische Bevölkerung in Israel kaum Kenntnis nehmen mochte, unter Menschen, die als Fremde für unrein gehalten wurden, für solche, mit denen Kommunikation um Gottes Willen gar nicht erst zu suchen war.

Hier trifft Jesus auf einen Menschen, der *taub und stumm* war. Er konnte nichts hören, deshalb auch nicht sprechen. Natürlich gab es auch damals schon andere Wege der Kommunikation. Wir wissen, wie viel wir mit einem Blick sagen können oder einer Geste. Glücklicherweise haben wir immer bessere Methoden entwickelt, die es erlauben, mit Menschen ziemlich gut zu kommunizieren, deren Gehör nicht mehr funktioniert: von der genau kodierten Gebärdensprache bis hin zu den Cochlea-Implantaten, die einem Menschen das Gehör über den eigentlichen Hörmechanismus ersetzen können.

Es ist ein Handicap, wenn jemand in seiner Fähigkeit zu hören beeinträchtigt ist. Denn bei allem bleibt die verbale Kommunikation die am wenigsten missverständliche Art und Weise, einander zu begegnen, unterschiedliche Sichtweisen miteinander zu teilen, verschiedene Meinungen zu erörtern, einander offen zu legen, was einen beschäftigt, begeistert, empört.

Das Handicap dieses Mannes ist jedenfalls beträchtlich. Er wird nicht beim Namen genannt; seine Behinderung bestimmt, wer er ist. Seine Taubheit bedeutet offensichtlich auch für andere eine Last. Sie bringen ihn zu Jesus. Der Evangelist bleibt ganz unbestimmt und erlaubt uns damit, uns vieles vorzustellen: vielleicht war es seine unmittelbare Verwandtschaft, die Hausgemeinschaft, in der er lebte. Vielleicht hatte er zwei, drei Freunde, die zu ihm hielten, ihn nicht unbeholfen links liegen liessen. Die beschliessen, es nun auch noch mit dem umherziehenden Wundertäter zu versuchen. Vielleicht waren es die Ältesten des Dorfes, die Verantwortlichen für das Gemeinwesen, die hofften, sich einen Sozialfall vom Hals schaffen zu können. Oder die seine Sprachlosigkeit und Isolation nicht weiter hinnehmen wollten und nun sogar den Fremden angingen, damit er dem Tauben helfe und damit auch ihnen als Gemeinschaft.

Nicht mit brachialer Gewalt soll Jesus die Kommunikationsbarriere durchbrechen. Er soll nicht polternd und lärmend versuchen, sich Zugang zum Tauben zu verschaffen. Dabei gibt es durchaus Situationen, die einen an den Rand der Verzweiflung bringen, weil jemand scheinbar vollkommen zu

ist, taub für das Wort, das ihn aus seiner Isolation befreien könnte und zurückführen in die Gemeinschaft. Dann wird die Versuchung immer stärker, es mit Druck zu versuchen, mit Macht, mit Schlägen und Schreien.

Jesus hingegen soll *die Hand auf ihn legen*. Das ist eine Geste von grosser Nähe, gleichzeitig signalisiert sie eine sozusagen professionelle Distanz. Die Hand auflegen – das ist ein ritueller Gestus, der von Menschen erwartet wird, die priesterlich und heilend handeln. Es ist ein Dienst, den die Kirche an manchen Orten ganz selbstverständlich anbietet. In der Handauflegung findet kein Übergriff statt; die Sphäre der Intimität bleibt gewahrt. Doch die Berührung macht den direkten Kontakt spürbar, stellt eine Beziehung her, manche würden es sogar so ausdrücken: es fliesst Energie. So soll Jesus am Stummen handeln.

Und wie tut er es? Der Evangelist beschreibt detailliert die einzelnen Therapieschritte, die Jesus mit dem Kranken geht:

Als erstes nimmt er *ihn aus der Menge beiseite*. Der Kranke bleibt nicht Objekt des Mitleids oder der Neugier, sondern wird zum Subjekt. Jesus nimmt ihn als sein Gegenüber ernst. Er ist nicht bloss ein Fall, der nun auch noch demonstrativ und spektakulär vor den Augen aller behandelt werden soll. Nun wird er zum „Du“, zu einem, der angeschaut wird und anschaut, der berührt wird und berührt. Er ist nicht einer von vielen ähnlich gelagerten Fällen, der mit einer standardisierten Behandlung abgefertigt wird.

Weil er so beiseite genommen wird, kann der Kranke aber auch nicht ausweichen. Ich stelle mir vor, dass Jesus von ihm selbst wissen möchte, ob er denn wirklich geheilt werden möchte. Es könnte ja auch sein, dass er zu sehr Angst hat vor dem, was er dann zu hören bekommt. Oder dass er keine Lust hat, dann tatsächlich auch einmal den Mund aufmachen zu müssen, weil niemand anders da ist, der das Wort des Trostes oder des Widerspruchs wagt, die entscheidende Frage stellt oder ein Versprechen wirklich macht.

Das sind bloss Vermutungen. Denn Jesus hat ihn beiseite genommen in eine vertrauliche Zweisamkeit. Mit den Jüngern und allen anderen sehen wir nur von weitem zu. Wir sehen, dass Jesus ihm die Finger in die Ohren legt. Vordergründig heisst das: Jesus berührt den Kranken dort, wo der Schade ist. Er berührt die kranken Ohren. Um noch einmal auf diese Ausdrucksweise zurückzugreifen: er lässt die Energie dorthin fliessen, wo sie heilen soll. Doch mit so einer Vermutung begeben wir uns in Gebiete, in denen wir uns nicht auskennen.

Ich wage hingegen, mich zur symbolischen Bedeutung der Geste zu äussern. Markus schreibt explizit, dass Jesus seine Finger *in* die Ohren des Tauben legt. Wie wenn er noch tiefer ins Schweigen eintauchen müsste, bevor er in die Welt der Geräusche zurückversetzt wird. Wie wenn er sich noch zusätzlich abschotten müsste, konzentrieren. Ob er staunt und schaut – oder ob er auch die Augen schliesst?

Der mittelalterliche Maler, der die Szene auf einer Wand in der Klosterkirche Müstair dargestellt hat, setzt seinen Akzent bei der nächsten Handlung. Jesus *berührte seine Zunge mit Speichel*. Auch das können wir vordergründig verstehen. Speichel wurde in der Antike für ein vorzügliches Heilmittel gehalten, während sich heute eher besorgte Artikel finden, die einem erklären, weshalb vor allem fremder Speichel gefährlich sei.

Fraglos gilt Speichel jedoch als eklig. Dass Jesus sich auf die Finger spuckt und dann die Zunge des Stummen damit berührt, das berührt uns eher eigenartig. Es wirkt auf uns gleichzeitig unappetitlich – und zu intim.

Wenn wir einen Blick weiter zurück ins Kapitel werfen, lesen wir dort von einer längeren Auseinandersetzung zwischen Jesus und den Pharisäern über die Frage, was denn als rein und was als unrein zu gelten habe. Jesus schliesst die Debatte mit dem scharfen Wort: *Was aus dem Menschen herauskommt, das macht den Menschen unrein (7,20)*! Wenn schon von „rein“ und „unrein“ die Rede sein soll, heisst das, dann im Blick auf das eigene Gewissen, das eigene Verhalten, die eigene Gesinnung. Unrein sind nicht bestimmten Nahrungsmittel oder Körperzustände – unrein werden wir, wenn wir aus der Liebe fallen.

Deshalb berührt Jesus auf diese unmittelbare und nahe Weise einen Fremden, einen Heiden – und macht damit deutlich, worum es ihm bei jener Debatte ging. Sein Anliegen besteht nicht in ernährungstechnischen Eigenheiten einer religiösen Überlieferung. Ihm geht es darum, jene Ausgrenzungsmechanismen in Frage zu stellen, die nur dank einfachen und einfältigen Unterscheidungen funktionieren: Du gehörst einer anderen Religionsgemeinschaft an – also hinaus mit Dir! Du sprichst eine andere Sprache, Du hast eine andere Hautfarbe, eine andere sexuelle Orientierung – also hinaus mit Dir!

Solche Muster lässt Jesus hinter sich. Das braucht Kraft; kein Wunder heisst es deshalb gleich: er *sah auf zum Himmel und seufzte*. Auch Jesus kann einen so mutigen Schritt über die Grenze nicht aus sich selbst heraus tun, sondern ist auf den Beistand aus der Höhe angewiesen. Der Schritt über die Grenze beinhaltet zudem jedes Mal das Risiko, missverstanden,

denunziert und schliesslich selbst ausgegrenzt zu werden. Tatsächlich hören wir in diesem Seufzer schon den Klang des Schreis Jesu am Kreuz.

*Hefata!, das heisst: Tu dich auf!* – Mit dem Seufzer hat Jesus losgelassen, sich Gott überlassen. Deshalb kann er dem Tauben und Stummen nun ruhig und bestimmt den Befehl geben: Aufmachen!

Keine brachiale Gewalt, keine Bevormundung, keine verlogene Macht demonstration – wohl aber die Demonstration, dass der Gott das letzte Wort hat, der es will und möglich macht, dass Menschen sich untereinander verständigen und manchmal sogar verstehen.

Genau das geschieht. Unsere Geschichte endet wie ein antikes Theaterstück mit dem Chor, der bewundernd und dankbar proklamiert: *Er hat alles wohl gemacht; die Tauben macht er hörend und die Sprachlosen redend.*

In diesen Chor sollen wir einstimmen und dadurch unsere Aufmerksamkeit dafür schärfen, dass und wann Jesus genau dies auch unter uns tut!